©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Besprechungen und Anzeigen

Alois Kieslinger: Die nutzbaren Gesteine Salzburgs. Salzburg, Berglandverlag, 1964, 435 S., 5 Farbtafeln, 127 Abb., 2 Falttafeln.

Hochschulprofessor Dr. Alois Kieslinger, Vorstand des Institutes für technische Geologie an der Technischen Hochschule in Wien, der uns neben einer Fülle in in- und ausländischen Zeitschriften veröffentlichter Abhandlungen die Monographien „Die Steine von St. Stephan" und „Die nutzbaren Gesteine Kärntens" beschert hat, ist nunmehr mit einem weiteren großen Werk vor die Öffentlichkeit getreten.

Der Verfasser, nicht nur ein Meister seines Faches, sondern zugleich der Feder, hat sich seine Aufgabe wahrlich nicht leicht gemacht. In einer Zeit, die Fachwissen gemeinhin mit Spezialisierung gleichsetzt, in der Fachbücher vielfach nur noch den Adepten der einschlägigen Wissenschaft zugänglich sind, hat er in einer umfassenden Zusammenschau das behandelte Thema von allen Seiten be- und durchleuchtet, und dies in einer Sprache, die trotz der zum Teil recht trockenen und spröden Materie allgemein verständlich ist.

Der Aufbau des Werkes verrät den exakt arbeitenden Wissenschaftler, sein Inhalt den universal denkenden Humanisten, der sich nicht auf das Fachliche beschränkt. An sich für Architekten und Bauleute geschrieben, bringen „Die nutzbaren Gesteine Salzburgs" jedem, der sich mit der Geologie, Petrographie, Wirtschafts-, Technik-, Kultur- und Kunstgeschichte Salzburgs auseinandersetzt, nicht nur einen Überblick, sondern eine fast unübersehbare Fülle von Einzelheiten und verborgenen Beziehungen, die in keinem anderen Werk zu finden sind. Eine glückliche Verbindung von Feld- und Archivforschung, von Studien im Gelände und im Laboratorium, von natur- und kulturwissenschaftlicher Arbeit ermöglicht es dem Verfasser, innere Verbindungen zwischen Wissensgebieten, die ansonsten kaum miteinander konfrontiert werden, aufzuzeigen und so eine enzyklopädische Zusammenschau zu schaffen, die in jeder Beziehung als ein Standardwerk der Landeskunde Salzburgs zu bezeichnen ist. Das Buch wurde denn auch zu Recht als 4. Sonderband der „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde", herausgegeben.

Kieslingers Werk ist ein unerläßliches Kompendium für den Techniker, ebenso aber eine Fundgrube von Fakten für den Wirtschafts-, Kunst- und Kulturhistoriker, ein Buch, das in keiner Fach-, Schul- und Heimatbücherei Salzburgs fehlen dürfte und auch weit über die Grenzen des Landes hinaus zur Ausstattung der genannten Bibliotheken zählen sollte.

Der Verfasser arbeitet an einem ähnlichen Werk über die Gesteine Oberösterreichs. Alles sollte getan werden, daß auch das Bundesland Oberösterreich in den Genuß eines derartigen Werkes kommt, das Kärnten und Salzburg bereits ihr Eigen nennen dürfen.

Wilhelm Freh

Hans Deringer, Römische Lampen aus Lauriacum. Mit einem Beitrag von Hermann Vetters. Forschungen in Lauriacum Bd. 9/1965. Institut für Landeskunde von Oberösterreich, Linz 1965.

Die Schwierigkeit, Funde, die nicht von modernen Plangrabungen stammen, zu datieren, sind allgemein bekannt. Ausnahmen bilden lediglich Funde, deren Ver-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

gesellschaftung mit Münzen oder reliefverzierter Keramik in Berichten festgehalten sind. Bei den Lampen boten die Bearbeitungen des einschlägigen römischen Materials aus dem Burgenland, aus Kärnten und Tirol durch F. Miltner und R. Noll wohl wertvolle Hilfe, ebenso die Bearbeitungen aus Nachbarländern, wie etwa die Arbeiten von Löschke, Fremersdorf, Haken und Iványi, aber es blieben doch viele Wünsche offen. Deringer konnte sich bei seiner Arbeit auf die Grabungsergebnisse von W. A. Jenny, H. Vetters, Ä. Kloiber und L. Eckart stützen. Nur jene Formen, die aus älteren Grabungen, gestörten Schichten oder nicht datierten Gräbern stammen, bieten auch weiterhin Schwierigkeiten, soweit sie nicht durch gleiche Formen aus datierbaren Fundstellen zeitlich einzuordnen sind. Jedenfalls sei schon hier der Wunsch angemeldet, daß nach den reichen Ergebnissen des Sigillatenbandes (Band 3) von P. Karnitsch und dem vorliegenden Lampenband bald weitere folgen mögen, die die Aufarbeitung weiterer Materialgruppen bringen, insbesondere der Fibeln und der Keramik.

Hermann Vetters hat eine instruktive Darstellung der Straten der Zivilstadt Lauriacum beigesteuert, die die neuesten Ergebnisse der Bearbeitung der Grabungsbefunde enthält. Eine Übersichtstafel ermöglicht einen schnellen Überblick über die festgestellten Bau- und Zerstörungsperioden.

Hans Deringer hat einen Katalog von 389 römischen Tonlampen aus Lauriacum zusammengestellt, der durch einen Anhang ergänzt wird, der Tonmodeln, Lampenständer, Metall-Lampen und -ständer enthält. Der Beschreibung sind Fundortangaben und Datierungen sowie Literaturangaben beigefügt. Das reiche Abbildungsmaterial der Text- und Tafelbilder ergänzt den Text in wünschenswerter Weise. Die Gruppierung des Bildmaterials entspricht der Gliederung der Bearbeitung, eine große Annehmlichkeit für den Benützer.

Der wichtigste Teil der Untersuchung über die antiken Lampen von Lauriacum ist die Behandlung der Firmalampen (insbesonders Löschke X: 327 Fundstücke). Aber auch bei einem so reichen Material war es außerordentlich schwierig, Merkmale zu finden, die eine Scheidung von Import, provinzieller und Limes-Erzeugung ermöglicht, wobei unter Limes-Ware die Erzeugung am Ort oder in nächster Umgebung verstanden wird. Auf die Art des Überganges vom Körper zur Schnauze, auf verschieden auf den Spiegel aufgesetzte Schulterringe, auf die Form der Knuppen, auf die Beimengung von Sand zum Ton und auf den Brand wird hierbei besonders Gewicht gelegt. Unterschiede in der Häufigkeit der verschiedenen Firma-Stempel sind auch nicht zu übersehen. Der Befund läßt aber auch erkennen, daß die Scheidung nur nach örtlichen, nicht aber zeitlichen Merkmalen getroffen werden kann. Vom zweiten zum 5., ja 6. Jahrhundert kommen immer wieder gleiche oder doch sehr ähnliche Formen vor. Aus der nicht gerade sehr kleinen Zahl der Firmenstempeln konnte als solche von Provinz-Töpfern Primus, Ursus, Ursulus, Verus, Victorianus und vielleicht auch Lucatus herausgearbeitet werden.

Von den weiteren Lampenbearbeitungen sei noch besonders auf die runden Tonlampen verwiesen, die Deringer in den OÖ. Heimatblättern 13 (1959) 388–395 bereits knapp nach ihrer Auffindung bearbeitet hat. Sie sind eine späte Ware, die sich wohl, wie bereits Deringer bemerkte, aus den Warzenlampen entwickelt haben.

Deringers Arbeit ist für die Bearbeitung der römischen Lampenfunde eine wichtige und wertvolle Grundlage, die von gesicherten datierten Funden ausgeht und mit aller wünschenswerten Genauigkeit allen Merkmalen nachgeht, die der Aufhellung der Funde dienen kann.

Gilbert Trathnigg

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Hermann Steininger, Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich. 214 Seiten, 3 Karten, 18 Tafeln. Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. Wien 1965. S 110,—.

Die Zahl der Arbeiten über mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik in Österreich ist verhältnismäßig gering. So wertvoll aber auch einzelne ältere Arbeiten, wie etwa die von Ferdinand Wiesinger, Alfred Walcher von Moltheim und anderen sind, so haftet ihnen doch allen der Mangel an, daß exakte Anhaltspunkte für die Datierung fast durchwegs fehlen. Einen Fortschritt in dieser Hinsicht bilden Arbeiten Eduard Beningers, die sich auf Schichtengrabungen beziehen, die datierbar waren. Seine wichtigste Grabung für die Kenntnis der mittelalterlichen Irdenware ist die auf dem Burghügel von Steinbach, Gmd. St. Georgen bei Grieskirchen. Die Zerstörung dieser Burg ist im Jahre 1171 erfolgt.

Bei dieser Lage der Forschung ist Steiningers Arbeit besonders zu begrüßen, die als Dissertation von Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt angeregt und gefördert wurde. Schon allein der sorgfältig gearbeitete Katalog der bisher bekanntgewordenen münzdatierten Keramikfunde und die Sammlung der einschlägigen Literatur ist ein wertvoller Behelf, auf den man immer wieder gern zurückgreift. Freilich ist die Fundlage so, daß Niederösterreich weithin in den Vordergrund tritt. Wenn auch Kriegsgefahr nicht der einzige Grund für Vergrabung und Einmauern von Münzen in irdenen Gefäßen ist, so geben die Fundkarten doch ein gutes Bild von der Gefährdung der einzelnen Landschaften durch kriegerische Ereignisse. Der Hauptabschnitt, in dem das im Katalog verzeichnete Material ausgewertet wird, versucht mit Erfolg allen Fragen nachzugehen, die sich von den verschiedenen Gesichtspunkten her stellen lassen. Eine Aufgliederung durch Untertitel wäre für den Benützer, der bestimmten Fragen nachgeht, eine wesentliche Erleichterung gewesen. Unangenehmer ist das Fehlen von Zeichnungen der wesentlichen Typen mit ihren Wand- und Randprofilen, wie dies bei archäologischen Veröffentlichungen üblich ist. Die Ergebnisse der sehr gründlichen und gewissenhaften Untersuchung wären so deutlicher geworden, als es durch die beste Beschreibung und auch durch Lichtbilder möglich ist. Solche Wünsche, die vielleicht in späteren Arbeiten des Verfassers berücksichtigt werden können, werden gerade dadurch laut, weil seine Arbeit für jeden, der sich mit mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik beschäftigt, ein wichtiger Arbeitsbehelf ist. Es ist zu wünschen, daß Verfasser durch weitere Arbeiten auf diesem Gebiet die bisher so vernachlässigte Erforschung der Irdenware des Mittelalters und der frühen Neuzeit weiter fördern kann.

Gilbert Trathnigg

Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1965. Wien-München, Anton Schroll & Co. 1965, 98 S., 131 Abb. S. 80,—.

Ein kurzer Vorspruch auf S. 36 weist darauf hin, daß das Kunstjahrbuch der Stadt Linz erstmals eingehender den Beständen und der Arbeit im Linzer Stadtmuseum vorbehalten ist. Rund ein Viertel seines Umfanges ist einer, wie immer sehr gründlichen Arbeit des hochbetagt verstorbenen Gustav Gugitz: „Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung" gewidmet. Den Anlaß dazu gab die Neuerwerbung entsprechender Sammlungen für das Museum. Dasselbe gilt für die Veröffentlichung eines Porträts Kaiser Ferdinands I. von 1563 (K. Löcher). E. Egg behandelt den ehemaligen Linzer Schmidtorturm und den Ursprung seines Wappenprogrammes im Zusammenhang mit dem großen Interesse Kaiser Maximilians I. für diese Thematik. Ein Beweis dafür, daß die Heraldik im 16. Jh. besondere Verbreitung genoß. Auch aus Vöcklabruck und Wels sind uns Beispiele und Berichte über ähnliche Darstellungen erhalten.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Der Rest des Bandes, S. 36–98, enthält Berichte über Restaurierungen und Instandsetzungen. In Zusammenarbeit mit zahlreichen Fachleuten wird vielfältiges Material dargeboten: Vor- und frühgeschichtliche sowie römerzeitliche Denkmäler durch H. Ladenbauer-Orel, W. Podzeit, Ä. Kloiber, E. Hübner und A. Watzl. Besonders eindrucksvoll erscheinen uns die wieder zur Bildhaftigkeit erweckten Zierstücke aus Silbertauschierung, deren ornamentale Gestaltung dem Laien sicherlich gänzlich verloren gelten mußte. H. Paulhart berichtet über Restaurierungen älterer Drucke aus der Linzer Kapuzinerbibliothek. Einzelne der Einbände wären leicht näher zu bestimmen. Abb. 66, 67 zeigen zweifellos einen Augsburger Einband aus der Werkstatt oder Umgebung des Ambrosius Keller, die Stempel wären nur mit den von Kyriss (Verzierte Bucheinbände, I. 195) 2 publizierten Abreibungen zu vergleichen. Auch die Renaissance-Einbände, Abb. 71, 72, verdienen eine nähere Bestimmung.

Der Barockzeit gehören Eisen-, Textil-, Stuck- und Fresko-Arbeiten an, über die von den zuständigen Fachleuten berichtet wird. Eine Stuckkartusche der ehemaligen Wollzeugfabrik ist aus aktuellem Anlaß hervorzuheben. Hoffentlich ist das nicht alles, was von dem bedeutendsten Industriebau des Barockzeitalters in Österreich erhalten bleibt. Für die Linzer Stadtgeschichte sind zweifellos die behandelten Linzer Fahnen besondere Kostbarkeiten. (Vgl. das farbige Umschlagbild!). Einige Waffen sind ihnen anzuschließen. Weiter finden wir die Veröffentlichung einer neu restaurierten Zeichnung von Philipp August Runge, H. Kortan gibt einen sehr vielfältigen technischen Bericht über die Verwendung von Röntgenaufnahmen bei Restaurierungen.

Ein kurzer Hinweis auf Arnold Bronnen in Linz schließt den abwechslungsreichen Band ab. Kurt Holter

Brigitte Heinzl, Bartolomeo Altomonte, Wien-München 1964. S 248,–.

Wenn auch im einzelnen nicht immer beglückend, ist das Erscheinen des Buches sehr zu begrüßen, weil dadurch eine weitere bisher schmerzliche Lücke in der österreichischen, ja man kann sagen, oberösterreichischen Kunstliteratur im besonderen geschlossen ist. Über den Fleiß des Künstlers gibt eine noch erweiterungsbedürftige Überschau Aufschluß. Über das Künstlerische des routinierten Malers läßt sich nicht viel herausholen: Wir sehen einmal Pozzo (Spital am Pyhrn), einmal seinen Vater Martin (Wilheringer Deckengemälde) usw. als den eigentlichen Schöpfer der Komposition. Eine stärkere Herausarbeitung der Quintessenz der künstlerischen Leistung hätte man jedoch auch dann erwarten können, wenn die Autorin sich selbst an dem Thema wenig zu entzünden vermochte, was man bei der Zweitrangigkeit des Malers verstehen kann. Man wird weder textlich noch vom Bildteil her durch die Entwicklung des Künstlers wirklich geführt. Druck und Bebilderung, auch der Farbtafeln, ist vorzüglich und macht das Buch wertvoll. Die reine Dokumentation überwiegt den kunsthistorischen Teil. Das Buch bleibt ohne zündenden Funken. Otfried Kastner

Das Schwanthaler-Krippenwerk von Pram. 52 Bildtafeln. Einführung von Max Bauböck, Aufnahmen von Josef Mader. Ried i. I., OÖ. Landesverlag 1965.

Max Bauböck, der verdiente Schwanthaler-Forscher, hat, vor allem in den Jahresberichten des Bundesgymnasiums in Ried, in letzter Zeit einige wichtige Beiträge zur Geschichte dieser Innviertler Künstlerdynastie veröffentlicht. Während in der letzten Studie über Rieder Altarbauverträge vor 300 Jahren (93. Jahresber., 1965) hauptsächlich von Thomas Schwanthaler gehandelt wird, ist mit der vorzüglichen

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Bildwiedergabe der reizvollen spätbarocken Krippe von Pram die Frage der Autorschaft von Johann Peter dem Älteren oder dem Jüngeren zur Diskussion gestellt.

Der besondere Reichtum des Krippenwerkes von Pram besteht darin, daß es sich nicht um eine einzige plastische Gruppe handelt, sondern daß hier eine ganze Folge von plastischen Szenen vorhanden ist, die abwechselnd in dem Schaukasten dargeboten werden sollten. Es sind sechs, z. T. festmontierte Wechselgruppen, dazu kommen noch die frei beweglichen Musikanten, die zur Szene der Hochzeit von Kana gehören. Die festen Gruppen sind außer dieser: die Geburt Christi, die Beschneidung, die Anbetung der hl. 3 Könige, die Flucht nach Ägypten und der bethlehemitische Kindermord.

Bauböck stellt die Szenen mit einigen anderen Weihnachtskrippen und -Reliefs in Vergleich und gibt einige Krippenentwürfe von Johann Franz Schwanthaler wieder, die als Vorläufer und Vorbilder anzusehen sind. Johann Franz war ja der Vater des älteren Johann Peter, für den als Schnitzer sich Bauböck entschieden hat.

Die Veröffentlichung kann als bedeutender, zugleich durch die reiche Bebilderung vorzüglich dokumentierter Baustein für die weitere Schwanthaler-Forschung gelten, ist aber zugleich ein reizender Hausschatz guter alter Kunst. Letzterem Zweck würde wohl noch mehr entsprochen, wenn die Bilderfolge gebunden und nicht lose in eine Mappe eingelegt wäre.

Zum Quellenmangel bei den vielfachen Krippendarstellungen darf auf die parallele ähnliche Lage bei den Kreuzwegen verwiesen werden. Das Gemeinsame dieser beiden Gruppen innerhalb der stark volkstümlichen Kunst liegt darin, daß Krippe und Kreuzweg auch im Spätbarock eine nicht ganz offizielle Rangstellung erlangt haben, so daß häufig private Auftraggeber verantwortlich waren, für die es dann oftmals keine Belege gibt. Umso mehr Aufmerksamkeit verdienen daher diese Gruppen.

Kurt Holter

Otto Kampmüller, Oberösterreichische Kinderspiele. Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, hg. Dr. Franz Pfeffer, Band 19, Linz 1965. OÖ. Landesverlag in Kommission. S 218,–, zahlreiche Lichtbilder und Schwarzweißbilder.

Es ist höchst erfreulich, daß sich Otto Kampmüller, Hauptschullehrer in Ottensheim, bereits seit Jahren eingehend mit dem Spielgut unserer engeren Heimat befaßt; wird doch auch dieses Gebiet der Volksüberlieferung mit jedem Tag ärmer an altem Gut und daher die Forderung immer dringender: die heute noch fließenden Quellen auszuschöpfen, bevor sie vielleicht ganz versiegen. Der angestammte Spielschatz unseres Volkes ist ja berufen, einen wichtigen Beitrag zur richtigen Freizeitgestaltung, diesem brennenden Auftrag zeitgemäßer Volksbildung, zu leisten.

Mit Freude stellt man daher fest, daß Dr. Franz Pfeffer, Leiter des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, die Arbeit Otto Kampmüllers seit Jahren fördert und ihre Ergebnisse in der Schriftenreihe seines Institutes veröffentlicht. 1964 erschien dort als Band 17 die Sammlung „Mühlviertler Volksspiele", 1965 die Sammlung „Oberösterreichische Kinderspiele" und schon wird ein weiterer Band „Oberösterreichische Kinderreime und Lieder" in Aussicht gestellt. Wie sehr diese Veröffentlichungen dem Bedürfnis der Zeit entgegenkommen, geht schon daraus klar hervor, daß die „Mühlviertler Volksspiele" binnen Jahresfrist vergriffen waren.

Da es sich demnach bei den Werken Kampmüllers um eine Buchreihe von nachdrücklichem Einfluß auf unser Volksleben behandelt, so dürfte eine etwas ausführlichere Besprechung am Platze sein. Möge sie als die ehrliche und offene Stellungnahme eines Landsmannes aufgenommen werden, der selber seit vielen Jahren wissenschaftlich auf dem gleichen Gebiet arbeitet und im Auftrage der

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

oberösterreichischen Landesregierung gegenwärtig die Herausgabe einer übersichtlichen Darstellung von „Spielgut und Spielgerät in Oberösterreich" vorbereitet.

Kampmüller ging mit Begeisterung an seine schöne, selbstgewählte Aufgabe heran. Unterstützt von der Schulbehörde, sandte er einen – leider im Buch nicht abgedruckten – Fragebogen an sämtliche Pflichtschulen des Landes und erhielt von 12 der 18 Schulbezirke Oberösterreichs auch die erhofften Antworten. Von den Bezirken Steyr, Stadt und Land, Wels-Stadt, Braunau, Ried, Vöcklabruck lief nichts ein. Damit fiel ein Drittel des Landes aus. Da es sich dabei um durchwegs wichtige Gebiete handelt, so wiegt dieser Verlust schwer.

Insgesamt gingen 24 800 Einzelbeiträge ein, darunter zahlreiche aus Kinderhand ... wahrlich eine erstaunlich hohe Zahl! Davon wurden nur rund 400, also 1,6 %, in das Buch übernommen ... wahrlich eine erstaunlich niedrige Zahl, selbst dann, wenn man von vornherein in Rechnung stellt, daß es weit weniger Kinderspiele als Lieder und Reime gibt. Die Zahl der Spiele vermindert sich noch dadurch, daß manche in mehreren, nur ganz wenig verschiedenen Fassungen aufscheinen, ja Stück 203 und 204 wortwörtlich gleich sind. Sehr zu begrüßen ist die Aufnahme von verschiedenen Spielarten des Tempelhüpfens.

„Vieles wurde unvollständig berichtet!" klagt Kampmüller in der Einführung. Er weist damit auf den Hauptnachteil aller Erhebungen mit Fragebogen hin. Durch persönliche Feldforschung suchte man die Mängel zu beheben. Ganz gelang dies wohl nicht, denn die Beschreibung einiger Stücke, z. B. 138, 214, ist kaum oder gar nicht verständlich. Die Beiträge wurden außerdem ohne die zugehörigen Weisen eingesendet. Darum erwies es sich als notwendig, mit dem Tonband hinauszuziehen. Die Mängel und Tücken dieses Verfahrens sind bekannt; es würde aber zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Man macht auch heute Tonbandaufnahmen, hört aber, um sicher zu gehen, daneben die Gewährleute ab und hält mit dem Stift ihre Worte und Weisen fest.

Bei der Durchsicht der Weisen fällt zunächst auf, daß nur mehr wenige noch völlig der alten Fünftonreihe (Pentatonik) zugehören, z. B. die Stücke 213, 223, 242, 244, 246. Solche uralte Kindermelodien schließen fast immer mit einer verschwommenen, fast gesprochenen Terz, selten mit der Quint ab. Die Mehrzahl der von Kampmüller festgehaltenen Fünftonweisen, z. B. 131, 203, 210, 231 enden aber im Grundton. Ob es sich dabei um das Aufkommen einer grundsätzlichen Änderung handelt, läßt sich wohl noch nicht entscheiden. Ich konnte bei meinen bis in die Gegenwart reichenden Aufnahmen von Kinderliedern diese Erscheinung nicht feststellen. Eine stattliche Reihe von Stücken, so etwa 56, 57, 59, 78, 85, 124, 226, 334 entbehrt noch immer der zugehörigen Weisen.

Eine Stärke der beiden bisher erschienenen Spielsammlungen Kampmüllers besteht in der reichlichen Beigabe gut gewählter, ansprechender Bilder. Hierin geht er bahnbrechend in der Spielforschung voran, ganz besonders im ersten Band, wo er sich auf die Lichtbilder aus dem Volksleben beschränkt. Im zweiten Band, den „Oberösterreichischen Kinderspielen", überwiegen Bilder von Malern aus alter und neuer Zeit. So hübsch manche davon sind, so haben sie alle zusammen keine Beziehung zum oberösterreichischen Kinderleben. Völlig unerfindlich bleibt, was ägyptische Pyramidenzeichnungen und alte griechische Vasenbilder in diesem Buch zu suchen haben. Neuartig ist die Aufnahme von Zeichnungen, auf denen die Kinder selber ihre Spiele darstellen. Liegt aber keine gute Beschreibung eines so gezeichneten Spieles vor, wie bei Bild 68, so bleibt es ohne Deutung und Bedeutung.

In der Einführung, Seite 10, schreibt Kampmüller: „Zudem wollte ich auch auswerten, was in der Literatur über das oberösterreichische Kinderspiel aufscheint." Diese löbliche Absicht wurde nicht verwirklicht, denn es fehlen über ein halbes Hundert (!) einschlägige Angaben aus dem allerdings weit zerstreuten und schwer erreichbaren Schrifttum. An der angegebenen Stelle der Einführung schreibt Kampmüller weiter: „Im Gegensatz zur allgemeinen Literatur über dieses Gebiet, die sehr reichhaltig vorhanden ist, wie die 566 Nummern unseres Literaturverzeichnis-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

ses zeigen, gibt es über das oberösterreichische Kinderspiel bisher keine größere Arbeit."

Nun hatte Kampmüller bereits in seinen „Mühlviertler Volksspielen" durch 5 Seiten „Literaturangaben" seine Leser in Staunen versetzt, da es sich dabei meist um Titel von Werken handelte, die mit Mühlviertler Volksspielen höchstens ganz am Rande zu tun hatten. Den „Oberösterreichischen Kinderspielen" sind nun gar 11 Seiten kleingedruckter „Literaturhinweise" beigegeben. Kampmüller liebt also das Anhäufen von Buchtiteln, ohne zu bedenken, daß solche Überfülle dem Leser nichts sagt, ihn höchstens verwirrt. In wissenschaftlichen Arbeiten ist es üblich, nur jene Werke anzuführen, die der Verfasser selber benützte. Gruppenweise Zusammenstellungen einzelner Sachgebiete bleiben besonderen Nachschlagewerken vorbehalten. Sonstige Arbeiten verzichten meist völlig auf Angaben von Buchtiteln.

Dazu vermerkt man die Tatsache, daß sich unter den 556 genannten Werken viele nicht finden, die man angeführt sehen möchte, wohl aber viele finden, deren Aufnahme seltsam anmutet. Was haben, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die folgenden 12 Werke mit den Spielen unserer Kinder zu schaffen? (Die Buchtitel wurden nur in Schlagworten gegeben):

Agricola Johannes, Sprichwörtersammlung, 1528, 1529, 1548. — Bousset W. und Greßmann H. Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter. — Diem Carl, Asiatische Reiterspiele. — Freud Sigmund, Totem und Tabu. — Gardiner E. N., Greek Athletik Sports an Festivals. — Gerhard E., Auserlesene griechische Vasenbilder. — Gunkel H., Elias, Jawhe und Baal. — Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. — Junius Hadr., Nomenclator omnium rerum propria nomina varia linguis explicata. — 357 songs we love to sing. — Sutton, Smith, Brian, The games of New Zealand children. — Wuensche, Der Kuß in Bibel, Talmud und Midrasch.

Dazu sei außerdem vermerkt, daß die Reihung der Namen mehrmals unrichtig ist, die Vornamen bald vor, bald hinter die Familiennamen gestellt sind und mehrfach Erscheinungsort und -jahr fehlen.

Solche Flüchtigkeiten erschweren in den öffentlichen Bibliotheken dem Benützer, der sich auf obige Angaben verläßt, das Entlehnen.

Abschließend darf etwa festgestellt werden: Das durch Otto Kampmüller eingeleitete Erfassen oberösterreichischer Kinderspiele brachte reichen Ertrag. Sein Auswerten würde wohl heute schon die Herausgabe eines handlichen, praktischen, durch gute Bilder und reichliche Noteneingaben bereicherten Handbuches für Oberösterreich gestatten. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, ist Kampmüllers Sammlung indes nur als dankenswerte Bereicherung der Spielbeschreibungen zu werten. Von einer Gesamtdarstellung des Spielbestandes kann keine Rede sein. Dazu sind Feldforschungen wie Schrifttum gleich lückenhaft. Ebensowenig vermag Kampmüller, trotz vielfachem, ehrlichem Bemühen die Spielerklärung oder gar die vergleichende Spielforschung wesentlich zu fördern. Zur Bewältigung dieser ebenso heiklen wie vielgestaltigen Fragen ist eben die Zeit noch nicht gekommen.

Alles wissenschaftliche Forschen hat vor der abschließenden Darstellung drei Stufen zu durchlaufen: Sammeln, Sichten, Vergleichen der Bestände. Die Kinderspielforschung steckt noch tief im Sammeln und Sichten. Dazu hat Kampmüller unzweifelhaft einen wertvollen Beitrag geleistet. Was darüber hinausgeht, steht gegenwärtig noch auf recht unsicherem Grund. Es wurde daher in dieser Besprechung zu den einschlägigen Ausführungen des Verfassers keine Stellung bezogen. Als Zustimmung darf dieses Schweigen allerdings nicht aufgefaßt werden.

Journalistisch gut gebaut, gut bebildert, anregend geschrieben, wird Kampmüllers Buch über „Oberösterreichische Kinderspiele" gewiß die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf dieses arg vernachlässigte Gebiet lenken. Und dafür sei dem fleißigen Sammler herzlich gedankt. Dr. Hans Commenda

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Max Eberhard Schuster, Das Bürgerhaus im Inn- und Salzachgebiet. Das deutsche Bürgerhaus, herausgegeben von Adolf Bernt Bd. 5. Verlag Ernst Wasmuth, Tübingen. 80 S. mit 54 Abb. und 120 Tafeln.

Der vorliegende Band der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus", dem Karl Erdmanndorffer ein gehaltvolles Nachwort über Innstädtisches und ostalpenländisches Grabendach beigegeben hat, das weit über den im Titel angegebenen Bereich hinausgeht, enthält die Ergebnisse der mehr als zwanzigjährigen Forschungen des verstorbenen Verfassers Max Eberhard Schuster, der bereits 1951 im Verlag Callwey einen Bilderband „Innstädte und ihre alpenländische Bauweise" vorlegte. Ein Vergleich beider Bände läßt deutlich erkennen, wie viel seit dem Abschluß der Arbeiten für den 1951 erschienenen Band noch erarbeitet werden konnte. Der Text und die instruktiven Zeichnungen sowie die gut gewählten, ausgezeichnet gelungenen Bilder geben einen eindrucksvollen Überblick über das Bürgerhaus im Inn- und Salzachgebiet und lassen die Einflußgebiete deutlich hervortreten. Schuster behandelt in der gebotenen Kürze die geschichtlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der Städte dieses Bereiches, untersucht die Eigenart der Stadtgrundrisse, wendet sich dem Verhältnis Bürgerhaus und Bauernhaus zu und bespricht anschließend im einzelnen die Grundrißlösungen und die verschiedenen Bauelemente. Die abschließenden Abschnitte sind der Entstehung des Innstadthauses und den obrigkeitlichen Verordnungen, den stilgeschichtlichen Wandlungen und der Frage italienischer Beeinflussung gewidmet. Schon diese kurze Übersicht über den reichen Inhalt zeigt, daß Schuster versucht hat, allen Fragen nachzugehen und sie knapp zu umreißen. Erdmanndorffers abschließenden Worten „Max Eberhard Schuster hat in diesem Werk nicht nur die alpenländische Herkunft des Innstadthauses und damit indirekt auch des ostalpenländischen Grabendaches geklärt, sondern auch nachgewiesen, daß der Einfluß italienischer Bauleute auf die Gestaltung des Bürgerhauses gegenüber dem Wirken einheimischer Meister wesentlich geringer war, als vielfach angenommen wird", darf durchaus beigepflichtet werden. Auch auf Erdmanndorffers Ergebnisse seiner Untersuchungen zur Geschichte der Innstädtischen und alpenländischen Grabendächer darf hier verwiesen werden, ist sie doch für die Abgrenzung der Innstädtischen Bauweise nach Osten ebenso wichtig wie für die Beurteilung der Heranziehung von Beispielen aus Wels, Linz, Enns, Steyr, Freistadt und von noch weiter östlich liegenden Orten. Er stellt nämlich fest: „die obengenannten oberösterreichischen Städte gehörten demnach nie zum Bereich des Innstadthauses im eigentlichen Sinn, auch wenn sie mit ihren hohen Vorschußmauern große Ähnlichkeit damit besitzen und in ihren übrigen baulichen Einzelheiten, wie Laubenhöfen, Erkern, Gewölben usw., weitgehend mit der Innstadtbauweise übereinstimmen." Auch wenn man nicht von der Dachgestaltung, sondern von anderen Gebieten, angefangen von der Grundrißlösung bis zu den Detailfragen der Hausgestaltung ausgeht, kommt man zum gleichen Ergebnis. Aber trotz dieser Einschränkung muß man Schuster Dank sagen, daß er seine Untersuchungen über den engeren Bereich der Innstädtischen Bauweise hinaus ausgedehnt hat, denn seine Hinweise werden bei späteren Einzeluntersuchungen zu beachten sein und sich als fruchtbar erweisen. Wie Schuster S. 55 f hinweist, hat Kaiser Maximilian I. an Freistadt, Linz und Klagenfurt Weisungen ergehen lassen auf Innstädtische bzw. Innsbruckische zu bauen oder Bauten zu verbessern. Hier liegt der Schlüssel für manche festgestellte Ähnlichkeit und es wäre wohl noch weiter zu untersuchen, wie weit ähnliche Weisungen auch von anderen Landesfürsten ergangen sind.

Die knappe Behandlung der Detailfragen in den einzelnen Kapiteln bringt es naturgemäß mit sich, daß man manches genauer ausgeführt sehen würde, daß man

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

dieses oder jenes vermißt oder daß man anderer Meinung ist. Auf einiges sei im folgenden hingewiesen.

Unter den Beispielen für Straßenplätze mit Innstadthäusern ist Wels zu streichen. Der Stadtplatz, der allerdings heute den Eindruck eines echten Straßenplatzes macht, ist ursprünglich im Osten durch die Friedhofanlage rechtwinkelig abgeschlossen gewesen. Zum Fischertor führte nur eine schmale Straße. Der Hauptverkehr verlief übrigens senkrecht zum Platz. Der Ost-West-Verkehr war so gering, daß man im ausgehenden Mittelalter das Fischertor am Ostende des Platzes zugemauert hatte. Der Ost-West-Verkehr verlief über den Vorstadtplatz, heute Kaiser-Josef-Platz. Bei der Besprechung der Küchen sind neuere Zustände zu sehr in den Vordergrund gestellt. So werden im 18. Jahrhundert etwa in Feuerlöschordnungen von Wels noch Klenböden, das sind Holzdecken, die mit Lehm oder Mörtel verschmiert waren, erwähnt. Ihr Ersatz durch Gewölbe wurde damals noch angestrebt, ebenso der Ersatz enger Kamine durch weite. Bei der Behandlung des Mauerwerkes sind Mauern, die aus zwei Mauerschalen, zwischen die lockeres Material geschüttet wurde, ebenso nicht erwähnt wie die nicht seltenen Fälle, wo Häuser keine eigenen Seitenmauern besitzen, sondern Zwischendecken und Gewölbe direkt in die Seitenmauern der Nachbarhäuser eingebunden sind. Auch das Welser Beispiel (Stadtplatz 52) für die gut geglückte Umwandlung „gotischer Enge und Wohnweise in barocke Raumordnung" ist zu streichen. Die Hausgeschichte läßt sich bis in das 15. Jahrhundert verfolgen, aber seit dieser Zeit stand immer nur ein Haus dort und ein Zusammenbau von einem zwei- und einem dreiachsigen Haus ist von dieser Zeit an nicht möglich.

Bedauert habe ich die überaus große Kürze bei dem Abschnitt über Arkadenhöfe bzw. Laubenhöfe. Gerade hier sind besonders viele Fragen offen. Das Verhältnis Lichthof und Arkadenhof ist etwas zu vereinfacht, wenn man bei Lichthöfen nur von Platzmangel spricht. Und die Blütezeit des ausgebildeten Arkadenhofes ist die ausgehende Gotik und die folgenden Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts und der Beginn des 17. Jahrhunderts. Rein zufällig und aus praktischen Gründen sind diese Anlagen doch wohl sicher nicht entstanden. Praktisch war, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, auch der ältere Lichthof und doch wurde er durch andere Lösungen ersetzt. Er war auch raumsparender als der Arkadenhof und doch setzte sich dieser durch. So dankenswert der Vergleich mit der italienischen Bauweise ist und die Zusammenstellung italienischer Baumeister im Bereich der Innstädte — ist es doch zuwenig, wenn man dieser Frage auf den Grund gehen will. Das Beispiel italienischer Renaissancehöfe ist, wenn man sicher auch diese nicht überschätzen muß, doch eine Gegebenheit, mit der zu rechnen ist. Gerade der Venedighandel, der im 15. und 16. Jahrhundert blühte und Kaufherren nach Italien führte, gab genug Gelegenheit, die italienischen Renaissancebauten kennenzulernen. Und das Auftreten der sogenannten wälschen Maurer ist bis heute eine ungeklärte Frage. Diese wälschen Maurer waren sicher meist keine Italiener. Ihre Namen finden sich auch nicht in den Maurerbüchern der süddeutschen Bauhütten. Bei der Vereinigung bei diesen zu Beginn des 17. Jahrhunderts saßen solche wälsche Meister in den meisten größeren Orten Oberösterreichs, wie das Verzeichnis im OÖ. Landesarchiv zeigt:

Linz: Florian Anry, Caspar Wozek, Christoph Pütsch, Niclas Fuchs. — Steyr: Balthasar Zegerin, Lorenz Fink. — Wels: Hans Rauchfangkehrer, Wolf Sachspfeiffer. — Freistadt: Caspar Florian. — Enns: Leonhard Liebhard, Christoff Cameräll. — Gmunden: Matheus Vester, Bertl Khlein, Pruckh. — Eferding: Niclas Salomon, Hans Eitenperger, Solomon. — St. Florian: Benedikt Fanser. — Neuhofen: Niclas Vester. — Kirchdorf: Georg Plankh. - Grieskirchen: Matheus Jacob. — Neumarkt: Benedikt Polläckh. — Ottensheim: Hans Wazell. — Steyregg: Peter Sürr. — Mauthausen: Hans Cannawä (Landschaftsakte Bd. 819 Nr. 6 VIII 2 — 5/1617).

Dieses Verzeichnis zeigt deutlich, daß der Unterschied nicht in der nationalen Herkunft lag. Dies bestätigen auch die anderen bekannten Quellen. Deshalb wird man wohl Unterschiede in der technischen Verschiedenheit der Arbeitsart neben zünftischen Verschiedenheiten annehmen müssen, worauf K. Holter im Jb. d. Mu-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

sealvereins Wels 1954 S. 123 bereits hingewiesen hat. Vielleicht darf man den Ausdruck „wälsch" in Verbindung mit der Vermutung, daß es sich um technische Unterschiede gehandelt hat, so auslegen, daß es sich um Maurer der neuen Richtung, der Renaissance handelt, die ja aus Wälschland-Italien kam.

Ein weiteres Eingehen auf einzelne Fragen könnte leicht den Eindruck erwekken, als sollte die Leistung Schusters in diesem Band herabgesetzt werden. Sicher ist noch vieles zu untersuchen und zu klären, aber Max Eberhard Schuster hat ein Buch geschaffen, das auf weite Strecken eine verläßliche Übersicht bietet und der Forschung Anreiz bietet, sich mit Einzelheiten neuerlich zu befassen.

Gilbert Trathnigg

R. Kellermann u. W. Treue: Die Kulturgeschichte der Schraube. 2. erw. Aufl. — München: F.-Bruckmann-Verl. 1962. 308 S.

Dieses Buch ist weit mehr als man aus dem Titel erschließen kann, denn W. Treue hat die Schraube sozusagen nur zum Anlaß genommen, um uns in anregender und leicht verständlicher Art und unterstützt durch ein hervorragendes und kulturhistorisch hochinteressantes reiches Abbildungsmaterial in verschiedenste Teilgebiete der abendländischen Kulturentwicklung einzuführen. So werden uns beispielsweise an Hand der archimedischen Schraube die verschiedensten Be- und Entwässerungssysteme, Pumpwerke und ähnliche Anlagen des Altertums erläutert. Den Wein- und Ölpressen, der Geschichte des Buchdrucks und der Tucherzeugung werden eigene Abschnitte gewidmet, da die Pressen früherer Zeit ausnahmslos auf dem Schraubeneffekt beruhten. Die Daumenschraube hat den Verfasser veranlaßt, auch einen Ausflug in die Geschichte der Folter zu machen. Aber auch wissenschaftliche, astronomische und medizinische Instrumente und Apparate wurden schon seit der Antike mit Schraubenkraft betätigt und gehören daher ebenso zum Stoff dieses Buches wie beispielsweise die deutsche Plattnerei, weil die Einzelteile des Renaissance-Harnisches durch Schrauben miteinander verbunden wurden. Dem technischen Ingenium Leonardo da Vincis, der nach der Meinung des Verfassers von Beruf Ingenieur war und als Freizeitbeschäftigung auch malte, wird in Wort und Bild ein breiter Raum eingeräumt. Interessant und kurios ist aber auch so manche Bau-, Transport- und Kriegsmaschine aus der frühen Neuzeit, mit der uns das Buch bekannt macht.

Dieser 170 Seiten starken, eigentlichen Kulturgeschichte der Schraube wurde in der zweiten Auflage eine gleich umfangreiche Geschichte der Schraubenfabrikation im Zeitalter der Industrialisierung angehängt, die mit dem Thema des Buches nur mehr sehr wenig zu tun hat, denn sie ist nicht mehr Kultur-, sondern reine Industrie- und Firmengeschichte, und auch das Abbildungsmaterial dieses Teiles trägt wenig zur Geschichte der Schraube bei. Da sich dieser Teil aber auch an ein völlig anderes Publikum wendet, wäre es vielleicht vorteilhafter gewesen, ihn an einem anderen Ort zu veröffentlichen und sich in unserem Buch mit einem kurzen Abschnitt zu begnügen.

Bedauerlich ist, daß die auf Seite 62 abgebildete vielspindelige Mostpresse aus Hachlham (OÖ.) auf dem Kopf steht. Auf Seite 137 soll es Nagel statt Nabel heißen und auf Seite 144 Gräberfeld statt Grabfeld. Über die spätantike Schraubenfibel, der ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet worden ist, hat zuletzt L. Franz gearbeitet (Der Schlern 31/1957, S. 423 f), was dem Verfasser entgangen sein dürfte.

Trotz unserer Einwände ist dieses Werk ein gelungenes und prachtvolles Buch, das allen Freunden musealer Altertümer Freude machen wird und bestens geeignet ist, unsere kulturgeschichtliche Allgemeinbildung um neue Aspekte zu erweitern.

Josef Reitinger

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines

Jahr/Year: 1966

Band/Volume: 111

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Besprechungen und Anzeigen. 535-544